Marianne Fritz

Die Schwerkraft der Verhältnisse

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1537 der Bibliothek Suhrkamp

Marianne Fritz

Die Schwerkraft der Verhältnisse

Mit einem Nachwort von
Daniela Strigl

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2023
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Willy Fleckhaus
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-22537-0

www.suhrkamp.de

Die Schwerkraft der Verhältnisse

WILHELMINE IST NICHT BERTA

Wilhelmine erinnerte sich mit schmerzlicher Genauigkeit an die Ereignisse des Jahres 1945. Die Kette mit der kleinen Madonna legte Wilhelm nicht ihr, sondern Berta um den Hals. Und das, obwohl Berta, und nicht sie, Wilhelmine, die nicht mehr Jungfräuliche war, wofür Bertas Bauch ein eindeutiges Indiz bildete. Bei allen freundschaftlichen Banden, die sie mit Berta verknüpften: Berta paßte vielleicht gerade noch zu Rudolf, sicherlich aber niemals zu Wilhelm.

»Rudolf ist so weich und so sanft. Er hat eine etwas grüblerische Natur. Er braucht eine feste, zupackende Hand; einen Menschen, der mit beiden Beinen im Leben steht. Er ist ein Träumer; ein Phantast. Rudolf muß geführt werden. Er braucht einen Menschen, der weiß, was er will. Berta, er paßt einfach nicht zu dir.«

Hatte Wilhelmine einmal so zu ihrer Freundin gesprochen, als diese ihr eröffnete, Rudolf gefiele ihr schon sehr?

»Berta! Du Unglücksrabe! Kannst du dir keinen besseren Zeitpunkt zum Kindermachen aussuchen als diesen?! Weißt du, ob Rudolf überhaupt von der Front zurückkehrt?! Noch dazu ausgerechnet Rudolf! Der

kann ja nicht einmal ein Huhn abschlachten, geschweige denn Kinder großziehen! Der arme Kerl, die friedlichste Seele, die man sich vorzustellen vermag, er war ja nie ein Draufgänger, steht jetzt, wer weiß, an der Front, und dir fällt nichts Besseres ein als Kinderkriegen! Berta! Das ist Wahnsinn!«

Hatte Wilhelmine so zu Berta gesprochen, als diese ihrer Freundin offenbarte, der letzte Fronturlaub Rudolfs sei nicht ohne Folgen geblieben?

Wenn, dann hatte sich Wilhelmines Meinung zu jenem Zeitpunkt in ihr Gegenteil verkehrt, als statt Rudolf ein Fremder namens Wilhelm Schrei kam und als dieser Fremde ihrer Freundin eine Gänseblume und einen Brief überreichte. Beides nahm Berta in Empfang, als wäre es ein kostbares Diadem. »So. So.«, sagte Berta und nicht einmal »Dankeschön«. Da walzte ein Fremder durch die unsicheren Zeiten von Frankfurt an der Oder nach Donaublau, und Berta sagte: »So. So.«

Bei allem Schmerz, das ging zu weit! Wilhelm, der arme Kerl, wußte nicht einmal, ob es da noch etwas zu sagen gäbe. Und was tat Berta Faust? Sie vergaß Wilhelm einfach; setzte sich an den Tisch, fuhr mit der Hand über das Tischtuch, als müsse sie es glattstreifen, sagte wieder: »So. So.«, und schaute nicht einmal auf.

So war eben Berta Faust. Immer mit ihrem Kopf woanders; nie in der Gegenwart.

In ihrem Unglück hatte Berta ja das Glück, daß sie, Wilhelmine, anwesend war. Sie, Wilhelmine und nicht Berta (!), bot Wilhelm Schnaps, Speck, Brot an; Schätze, die teils Bertas Vater, teils sie, Wilhelmine und nicht Berta (!), auf dem Schwarzmarkt und bei den Bauern erstanden hatte. Wilhelmine ließ den offensichtlich sehr Hungrigen beim Essen in Ruhe und stellte die Fragen, die eigentlich Berta hätte stellen müssen, erst, als Wilhelms Griff zu Speck und Brot gemäßigter wurde.

»Gut. Rudolf ist gefallen. Das soll mehreren passiert sein. Aber ich möchte doch gerne wissen: Wie ist er gefallen? Hat er es schnell hinter sich gebracht oder hats gedauert?«

Der arme Kerl war natürlich so eingeschüchtert und durch das gar nicht gastfreundliche Schweigen Bertas so verwirrt, daß er über die Dinge, über die man doch einmal geredet haben muß, damit sie erledigt sind, nicht so recht sprechen wollte.

Nein; Berta nahm nicht die geringste Rücksicht auf den Frontheimkehrer. Selbst das Unglück Bertas mußte sie, Wilhelmine, beklagen!

»Die Ärmste! Sie waren wie füreinander geschaffen! Und nun dies. Ein Kind unterwegs, kein Mann im Haus. Zu dumm! Was soll eine Schwangere schon mit einem alten Totengräber anfangen, der noch dazu ihr Vater ist? Dabei waren in der Familie Faust immerhin

vier resche Mannsbilder, wenn ich den Schwiegersohn, den Rudolf, dazuzähl'! Es ist zum aus der Haut fahren! Berta, sag doch was!«

Berta kicherte und sagte: »So. So.«

»Was gibt es da zu kichern? Was ist denn daran so komisch?« fauchte Wilhelmine empört Berta an, um sich dann ganz Wilhelm zuzuwenden: »Karl war ja noch der anständigste von den drei Faust-Buben. Er hat immerhin noch im März 1945 von sich hören lassen. Da haben wir wenigstens gewußt, daß er im Hilfslazarett Castel Franco ist, das war irgendwo bei Modena. Aber Richard, sein Zwillingsbruder, der war vielleicht schreibfaul. Der hat seit März 1944 nicht ein einziges Mal geschrieben. Und so weit weg ist Oberschlesien denn auch nicht; er hätte sich doch wenigstens um ein paar Tage Urlaub scheren können! Wastl hat ja auch verschwitzt, daß in Donaublau eine Mutter und eine Schwester auf ein Lebenszeichen von ihm warten. Der Wastl in Grajewo, der Karl irgendwo bei Modena, der Richard in Oberschlesien. Sagen Sie, ist das eine Auskunft? Sie hätten doch irgend jemandem einen Brief für daheim übergeben können; für den Fall, daß es sie erwischt. Mit so etwas haben sie doch rechnen müssen? Berta, sag doch was!«

Berta schwieg.

»Nein. So geht das nicht weiter! Es muß etwas ge-

schehn! Was ist mit Ihnen? Sie bleiben doch in Donaublau? Jetzt schauen ja alle Städte mehr oder weniger gleich aus. Ein Trümmerhaufen ist nun allemal ein Trümmerhaufen. Anfangen muß man heutzutag ja überall von vorne. Die Faust-Buben haben da nebenan geschlafen. Drei leere Betten, zwei Wäschekästen, ein Tisch und drei Sessel, das müßt doch für Sie genügen?« Und Wilhelmine schaute Wilhelm erwartungsvoll an.

Wilhelm blieb. Aber den entscheidenden Ring, der ihr eigentlich vom ersten Tag an zugestanden wäre, trug sie erst seit dem 13. Jänner 1960. Immerhin. Sie trug ihn.

Die Kette aber mit der kleinen Madonna war noch immer im Besitz Bertas.

Wie sehr die Kette mit der kleinen Madonna Wilhelmines Tatkraft förderte, ahnte Wilhelm nicht. Er wußte nichts mehr von einer Kette mit einer kleinen Madonna.

Für Wilhelmine bedeuteten Zweifel und Grübeleien dasselbe wie Alkoholismus, Nikotin- oder Drogensucht, was Wilhelm mit einigen Wenn und Aber, Dafür und Dawider gelten ließ. Im Laufe der Jahre hatte sich Wilhelmine daran gewöhnt, daß sie ihre Meinungen, mit einigen Dafür, Dagegen, Wenn und Aber von Wilhelm ergänzt, siegreich durch den Ehedisput lotste.

Mit dieser Gewöhnung wuchs ein Unbehagen, das sie unklar empfand und zusammenfaßte in dem Ausruf: »Wilhelm, es muß etwas geschehn!«

Der Haushalt war perfekt organisiert; die Betätigung als Putzfrau in den Büroräumen Dr. Ulrich Reichmanns und denen der Mueller-Rickenbergschen Bürofiliale in der Stadt Donaublau erfüllte ihren ökonomischen Zweck und einst auch Wilhelmines Schaffenskraft. Den Rest Wilhelminischer Energie vermochte sie in den ausführlichen Ehedisputen zu verbrennen.

Auf die Dauer war es nicht ignorierbar. Wilhelmines Tatkraft suchte nach einem neuen, den Horizont erweiternden Betätigungsfeld. So entschloß sich Wilhelmine nach jahrelangem Hin und Her, die Sache Berta tatkräftig in Angriff zu nehmen. Während sie mit raschen und geschickten Handgriffen das Frühstück vorbereitete, reifte in ihr die Erkenntnis: »Die Sache Berta ist heute ein für allemal abzuschließen.«

Wilhelm hatte wacker gehofft, diesen Schicksalsschlag vermeiden zu können, und auch redlich dafür gekämpft; immerhin drei Jahre lang erfolgreich. Aber Wilhelm wurde älter, und mit dem Älterwerden mußte er, ob er wollte oder nicht, die Konsequenzen aus einer ihm bekannten Tatsache ziehen: »Wilhelmine ist nicht Berta.«

»Lassen wir die Dinge ruhn! Sie sind passiert! Ich

kann sie nicht ungeschehn machen!« Das war oft genug in diesen drei Jahren der vorletzte Diskussionsbeitrag zum Ehedisput und sein letzter. Sein Weib, die resolute Wilhelmine, fühlte sich stets verantwortlich für den letzten Beitrag zum Ehedisput, da sie auf alles die unerläßliche Antwort wußte, die den Gesprächspartner Wilhelm widerlegte. Wilhelm, überzeugt, daß jeder Ehedisput seinen Verlierer und seinen Sieger benötigt, beschränkte sich auf die Rolle des Verlierers, was ihn in keiner Weise beunruhigte. Vielmehr beunruhigte ihn die mit der Zeit reifende Erkenntnis, seine Wilhelmine könnte nicht nur resolut in ihren Meinungen und Auffassungen sein, sondern unter Umständen dazu neigen, ihre Meinungen auch durchsetzen zu wollen.

»Am 13. Jänner 1960 haben wir geheiratet.« Mit diesen Worten eröffnete Wilhelmine das Frühstücksgespräch am 13. Jänner 1963, gewillt das neue Betätigungsfeld um jeden Preis zu erobern. So klopfte sie finster entschlossen mit ihrem Löffel die Kuppe des Frühstückseies weich.

»Und am 13. Jänner 1960 war Bertas Geburtstag«, konterte Wilhelm, bemüht, besonders gleichmütig und sanftgestimmt zu wirken, vor allem aber friedliche Bescheidenheit auszustrahlen, wobei schon dumpfe Ahnungen gleich Gespenstern durch seine Gehirnzellen

geisterten, was sich, und das stimmte wiederum Wilhelmine nachdenklich, auf sein Lächeln auswirkte.

WILHELM, DER LÄCHLER

Wilhelms Lächeln pflegte ungemein für ihn einzunehmen. Das schlug sich nieder in großzügigen Trinkgeldern, die sein Gehalt als Chauffeur und Geh-her-da bei Johannes Mueller-Rickenberg auf das angenehmste ergänzten und die im Haushalt der Schreis verbucht wurden als fixe Zulagen. Diese Zulagen förderten Wilhelms Begabung zum Lächeln ungemein. Der Lächler Wilhelm wußte, daß es beim Lächeln auf das richtige Mischen ankommt wie beim Kochen auf das richtige Würzen. Wichtig vor allem war nach Wilhelm, dem Chauffeur und Geh-her-da, die richtige Einschätzung der Fuhr.

Wilhelms Lächeln offenbarte Johannes Mueller-Rikkenberg, daß Wilhelm bescheiden und ein wenig dümmlich sei, aber diskret und als Chauffeur und Geh-her-da pfiffig, flink und zuverlässig. Zudem wußte der Brotgeber Johannes von seinem Wilhelm, daß er alles sah und nichts, alles hörte und nichts, alles begriff und nichts verstand. Kurz und gut; Wilhelm war der Bilderbuch-Chauffeur und der ideale Geh-her-da. Daß

dieses Bild von Wilhelm dem Brotgeber erhalten blieb, dafür sorgte Wilhelms Lächeln. Er wußte genau, wann es besser war, in sein Rezept einen Schuß mehr Ergebenheit einzuschmuggeln und das Dümmliche mit einem Schuß Pfiffigkeit aufzuhellen, wußte, wann und an welchem Ort und unter welchen Umständen sein Lächeln seine Abwesenheit signalisieren sollte oder seine Anwesenheit, wußte, wie er mit seinem Lächeln dieser oder jener Fuhr bestätigte, was dieselbe eh schon immer gewußt hatte. So lächelte er als Zweifler, Grübler und Wissender, als Dummer und Pfiffiger, als Hellseher und Blindgänger, als dienstbeflissener, untertänigst ergebener Geist und als aufmüpfiger, durchaus kritischen Gedanken zugeneigter Geist, und das niemals plump und eindeutig, immer teils-teils und ständig bereit, die eine oder andere Nuance in seinem Lächeln zurückzustellen, hervorzuheben oder gar verschwinden zu lassen. Diese seine schon bedeutende Begabung zum nuancierten Lächeln wurde nicht nur durch die Zulagen ungemein gefördert. Auch seine eher dem »Wenn« und »Aber«, »Dann zu bedenken« und »In Anbetracht der Umstände«, »Dafür, wenn man betrachtet«, »Dagegen, wenn man in Erwägung zieht«, zugeneigten Gedanken förderten die Vielfalt seines Lächelns. Er glaubte alles und nichts, er bezweifelte alles und nichts, er war der geborene Träumer, der

nicht träumte. Kurz und gut; er war ein würdiger Repräsentant seiner Nation.

DER LÄCHLER WILHELM UND WILHELMINES TATENDRANG

Der Lächler Wilhelm spürte sehr wohl, schon während er sein Lächeln exerzierte, daß er irgendwie das falsche erwischt haben mußte. Wilhelmine löffelte allzu bedächtig und umständlich das Ei leer. So sehr er auch hin und her überlegte, er wußte nicht genau einzuschätzen, was ihn mehr beunruhigen sollte: sein mißlungenes Lächeln oder die Erinnerung an das Ultimatum seiner Wilhelmine, das, drei Jahre zurück, unerwartet heftig gegenwärtig schien.

»Wenn du mich heiraten willst, dann nur am 13. Jänner 1960.«

Wilhelm durchlitt die Qualen jener Zeit noch einmal und ahnte, daß dieser dritte Hochzeitstag mit einem neuerlichen Ultimatum beginnen könnte. Bei allen Wenn und Aber, Dafür und Dawider, er mußte vorsichtig agieren, in Anbetracht der Umstände besonders vorsichtig. Zog er den gereizten Zustand, in dem sich Wilhelmine offenbar befand, in Erwägung, war Vorsicht irgendwie doch eher das Verkehrte, da Wilhelmi-

ne unter diesen gegebenen Voraussetzungen vielleicht dazu neigte, die Vorsicht für eine Krümmung des Charakters zu halten. Bedachte er die Zeit vor dem 13. Jänner 1960, sprach einiges für das vorsichtige Agieren. Denn damals wäre es sicher, zumindest wahrscheinlich, besser gewesen, vorsichtig zu sein.

»Wilhelmine! Was fällt dir ein! Der 13. Jänner ist doch der Geburtstag Bertas! Nein. Diesen Tag wollen wir doch lieber umgehen.«

»So?! Bertas Geburtstag? Für mich bleibt es dabei. Am 13. Jänner 1960 oder nie!«

»Wilmakind! Die Zahl 13 läßt nicht nur auf Bertas Geburtstag schließen, sie ist auch eindeutig eine Unglückszahl.«

Wilhelmine schüttelte den Kopf und lachte hellauf begeistert, vielleicht auch ein wenig grimmig. »Du bist ja abergläubisch! Ach, die arme, arme Berta! Sie war ja auch so abergläubisch! Nein. Nein. Wilhelm! Wenn du nicht den Mut hast, am 13. Jänner 1960 mit mir zum Standesamt zu gehen, dann bist du feig. Und ich will einen Mann! Einen Mann, der sich zu mir bekennt im Frühling, im Sommer, im Herbst und im Winter, und das an jedem Tag! Halbe Sachen mag ich nicht.«

Es wäre damals sicherlich besser gewesen, Bertas Geburtstag nicht als Einwand geltend zu machen. Hieß das aber unbedingt, daß drei Jahre später das vorsichti-

gere Herantasten an Einwände gegen Wilhelmines Tatendurst genau das Richtige war? Wilhelm rang sich zu dem Entschluß durch, einmal abzuwarten, was nun eigentlich seine Wilhelmine genau vorzubringen wußte. Vielleicht war sie irgendwie im Recht und er irgendwie im Unrecht. Wilhelmine im Angriff, das war das entscheidend Eindeutige der Situation, alles andere zweifelhaft.

Nachdenklich stimmte ihn der Schwur, zu dem er sich im gemeinsamen Bette hatte hinreißen lassen. »Mein Goldmäderl. Mein tüchtiges Wilmerl«, leitete er seinen Schwur ein und rutschte zu Wilhelmine ins Bett. »Morgen ist unser dritter Hochzeitstag. Du hast ihn doch nicht vergessen? Bei allen Heiligen (!), mein Tauberl, mein Ehrenwort als Chauffeur. Was sag ich nur? Meinen Eid als pflichtbewußter Mann, der stets zu seinem Worte steht! Ich werd' dir künftig mehr als bisher jeden Wunsch von den Lippen absaugen«, und er schmatzte genüßlich das Gesicht seines Goldmäderls ab. »Erfüllen will ich all deine Wünsche, eh du sie ausgesprochen hast. Du herziges Wilmerl, du fleißiges Bienderl, du über alle Zweifel erhabene Geliebte! Merk dir meinen Schwur! Merk ihn dir gut! Das ist mir der dritte Hochzeitstag schon wert! Bei allen Heiligen! Da gibt es keine Zweifel. Das ist er mir wert!«

In einer Hinsicht sprach für diesen Schwur die un-

gemeine Belebung von Wilhelmines Leib; auf für ihn doch angenehme Weise.
In anderer Hinsicht, was, wenn sie den Schwur allzu wörtlich nahm? In Anbetracht der Neigung Wilhelmines, wörtliche Zugeständnisse unerwartet einzuklagen, hätte er vielleicht doch besser getan, wenn er schon schwören wollte, seinen Schwur flexibler zu gestalten und nicht so dezidiert.
»Es fügt sich so, daß am 13. Jänner 1963 nicht nur unser dritter Hochzeitstag ist, sondern auch Bertas vierzigster Geburtstag. Da hab' ich mir gesagt: Wilhelm, es muß etwas geschehn! Ich meine, wir bereiten Berta eine kleine Freude und besuchen sie. Einmal müssen wir ja sowieso den Anstandsbesuch machen. Und wenn nicht heute, wann dann?«
»Das hab ich geahnt«, stöhnte Wilhelm, wobei ihm eine Brotkrume in die Luftröhre rutschte, die sich absolut nicht heraushusten lassen wollte, sodaß es ihm die Tränen in die Augen trieb und sein Kopf bis in das schüttere Haar hinein die übertrieben gute Durchblutung anzeigte.
»Wie? Du hast es geahnt? Du hast es vielleicht gar schon selbst in Erwägung gezogen? Ich hab doch gleich gewußt, was Wilhelm schwört, das hält er. Nicht zufällig tragen wir den gleichen Namen. Nicht zufällig! Wir sind eben zu guter Letzt immer ein Herz und eine Seele.«